

Philomène Atyame

# Die Geheimnisse meiner Zunge

Eine Erzählung

ATHENA

## Das Ntem-Wasser

Mein ganzes Leben verläuft einem Teufelskreis gleich: Ich kam mit einer behinderten Zunge zur Welt und starb vergewaltigt in einer unruhigen Zeit unseres Landes. Aber ich lebe noch!

Mein leidvolles Leben begann in einer Schule voller kleiner Dämonen, die mir die Schulzeit zur Hölle machten, derart, dass ich dort jede Stunde, Minute und Sekunde als ein Teufelswerk zu betrachten begann. Ich fing an, die Zeit zu hassen. Ich erinnere mich noch an meine kleine, schwarze Armbanduhr, an diesen treuen Spiegel der Zeit, den ich wie ein großes Unheil empfand und in den Ntem-Fluss schleuderte. Selten gönnte mir die Schule Augenblicke der Freude! Ja, selbst meine Lehrer bereiteten mir höllische Stunden der Qual. Hätte ich das Wissen, das sie mir vermittelten, nicht so sehr geliebt, hätte ich schon in der ersten Klasse die Schule aufgegeben!

»Die Portugiesen waren die ersten Europäer, die unser Land erreichten. Portugiesische Seefahrer im Dienst von Fernando Gomez, einem Großhändler aus Lissabon, gelangten Anfang der 70er-Jahre des 15. Jahrhunderts an die Küsten Kameruns. Als sie ankamen, entdeckten sie eine Menge Krabben im Wouri-Fluss, den sie deswegen Rio dos Cameroes nannten. Von Rio dos Cameroes wurde später der Name Kamerun abgeleitet.«

Ich saß im Geschichtsunterricht, schaute auf meine Uhr: elf. Ich schaute auf Mbitas Uhr: dieselbe Uhrzeit, genau elf Uhr. Noch eine Stunde Unterricht! Weh mir! »Das Beste ist, du vergisst die Zeit«, sagte Mbita zu mir. Er hatte Recht, und ich folgte seinem Rat, soweit ich es konnte. Ich versuchte, die Zeit zu vergessen und dem Geschichtslehrer zuzuhören.

»Wie in der letzten Woche bereits erwähnt, waren die ersten Einwohner Kameruns die Bantu. Zu ihnen gehören die Duala, die heutzutage eine große Mehrheit der Bevölkerung der Westküste bilden. Ursprünglich lebten die Duala im Bakota-Gebiet, im Norden von Gabun. Sie wanderten den Dibamba-Fluss entlang bis zu den Wouri-Ufern, wo sie auf die Bakoko, nicht weit von den Bassa, stießen. Sie jagten diese ins Binnenland und besiedelten ihr Gebiet. Die Ureinwohner im Süden von Kamerun sind die Pangwe; ursprünglich hießen sie die Ekan. Es

sind die Europäer, die sie Pangwe nannten. Die Ekan sind jene Völker, die zwischen den Sanaga-Tälern und dem Ogooue-Fluss lebten. Die Ekan sind in zwei ethnische Gruppen unterteilt: die erste Gruppe bilden die Beti, das heißt die Ewondo, die Bulu und die Eton; zur zweiten Gruppe gehören die Fang. Was die Herkunft der Ekan angeht, herrscht bis heute unter den Historikern Meinungsverschiedenheit.«

Er sprach weiter, erwähnte Ostafrika, Bahr El Gazal, Adamaoua, dann eine Legende, derzufolge die Ekan aus dem Ntem-Fluss stammen würden. So erfuhr ich, dass meine Ahnen Ekan waren, dass ich ein Beti mit einer Ekan-Abstammung war. Meine Ahnen waren von Ostafrika aus durch den dichten Wald des Äquators nach Kamerun ins Adamaoua-Hochland eingewandert. Später, nachdem sie von dieser Hochebene vertrieben worden waren, zogen sie in den Süden des Landes. Mehrmals besiedelten sie das Festland zwischen den Flüssen Mbam und Sanaga. Die Bulu bewohnten den Wald zwischen dem Dja-Fluss und Kribi.

Meine Ahnen hatten gekämpft und Flüsse überquert, große Flüsse, den Sanaga, den Ogooue, Mbam, Dja, Ntem. Ich erinnere mich noch an diese Flüsse. Unterwegs habe ich sie gesehen, ihre Wellen und Fälle, ja, ich habe sie gesehen. Immer, wenn ich mit Mbita fischen gegangen war, hörte ich Wasser prasseln. Wie habe ich dieses laute Geräusch geliebt, dieses Geräusch fern strömenden Wassers, das mir damals nicht nur Strom und Wasser, sondern auch Heilung versprochen hatte!

Ich hatte das Wasser vom Ntem getrunken, das Wasser von seinen Fällen. Als ich noch ein kleines Kind war, holte meine Mutter oft Wasser von den Ntem-Fällen und gab es mir zu Trinken, damit ich nicht mehr stottere. Die Greise unseres Dorfes sagen, dass Flüsse mit Wasserfällen Heilquellen sind und Stotterer heilen. Ich trank und trank, aber ich stotterte weiter, überall, zu Hause, auf dem Schulhof, im Unterricht. Ich war von diesem Wasser so enttäuscht, dass ich es schließlich zu trinken ablehnte.

»Esono, wiederhole, was ich gerade gesagt habe!«, befahl der Lehrer, während er mich vorwurfsvoll anschaute.

Er hatte mich erneut in Gedanken versunken erwischt, und er glaubte, dass ich von Träumereien besessen wäre; aber weil ich oft sehr gute Arbeiten schrieb, blieb ich für ihn ein Rätsel. Seine Fragen an mich waren oft ein Versuch, mich zu enträtseln, aber vergeblich. Wie ich von

meinem Freund Mbita erfuhr, erzählte mein Geschichtslehrer seinen Kollegen, ich hätte ein seltsam starkes Selbstvertrauen und würde ihn deswegen ignorieren.

Er irrte sich. Er kannte mich nicht gut. Ich hatte damals kein starkes Selbstbewusstsein. Immer, wenn ich im Unterricht geistig abwesend war, beschäftigte mich einzig und allein meine Zunge. Oh ja, ich vertraute meiner Zunge nicht, weil ich oft stotterte, wenn ich etwas sagen wollte. Im Geschichtsunterricht hatte ich nie den Mund aufgemacht! Daher wusste mein Lehrer nicht, was mit mir los war. Wieder schwieg ich, wieder traute ich es mir nicht zu, zu sprechen. Nein, ich wollte kein Mitleid mehr erwecken und auch nicht den Klassenclown spielen.

1980 war ich in der sechsten Klasse. In den ersten fünf Klassen hatte ich manchmal versucht, meinen Mund aufzumachen. Oh, du Herr der Gezeiten! Was wagte ich da? Das Unmachbare machen, über Stock und Stein laufen gleich einem Nomaden, der bei Sturm und Wind die Saharaküste zu Fuß zu überqueren versucht und sich an die gefährlichsten Sandgruben heranwagt. Es war ein vergebliches Wagnis. Ich sprach selten einen Satz zu Ende. Und was machten meine Kameraden dann? Einige lachten, diese kleinen Dämonen! Andere litten mit mir und bemitleideten mich. Mit der Zeit konnte ich ihr Gelächter und Mitleid nicht mehr ertragen. Dann schwieg ich, ja, seit der fünften Klasse schwieg ich, selbst wenn ein Lehrer mich tausendfach zum Sprechen aufforderte. Viele Lehrer kannten mich schon und ließen mich meistens in Ruhe. Aber mein Geschichtslehrer war ein Neuling! Er war nicht nur neu in unserer Klasse, sondern auch in unserer Schule. Ein frischer Wind von Osten, ein Baya aus dem Orient, der von Batouri nach Elat versetzt wurde.

Wieder starrte er mich an und sprach:

»Essono, hast du etwa eine lange Leitung? Oder bist du taub? Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Ich bitte dich zum letzten Mal, das zu wiederholen, was ich gerade gesagt habe!«

»Er kann nicht sprechen«, sagte Mbita, mein bester und einziger Schulfreund.

»Er kann nicht sprechen?«, rief der Lehrer. Dann fuhr er heftig fort: »Für wen hältst du mich eigentlich, Mbita? Für einen Idioten? Glaubst du, dass ich blöd bin? Pass auf, Mbita! Ich bin nicht verrückt! Ich be-

obachte euch beide schon seit meiner Ankunft hier. Jedes Mal, wenn ihr draußen in der Pause Fußball spielt, höre ich Essono laut schreien. Mehrmals habe ich diesen Essono, deinen Nachbarn, draußen sprechen hören. Und jetzt kommst du und erzählst mir, er könne nicht sprechen! Pack deine Sachen und verschwinde auf der Stelle!«

In aller Ruhe räumte Mbita Stift und Heft in seine Tasche und verließ die Klasse. Ich sah ihn gehen. Es war sooo ungerecht! Ich fühlte mich elend! Es war meine Schuld, oh nein, es war die Schuld des Lehrers. Er hatte Mbita nicht einmal die Möglichkeit gegeben, sich zu entschuldigen. Aber wofür? Hatte Mbita etwa gelogen? *Oh du armer Sohn der Verzweiflung, wo fließt die Heilquelle?*

Selbstverständlich war ich nicht stumm. Ich konnte sprechen, konnte Wörter hervorbringen, aber ich konnte nicht fließend sprechen. Ich stotterte, und weil das Stottern anstrengend war, schwieg ich, wenn ein Lehrer mich zum Sprechen aufforderte. Nachdem Mbita hinausgegangen war, kam der Lehrer zu mir.

»Was ist eigentlich los mit dir?«, begann er. »Warum sagst du nie etwas im Unterricht? Dumm bist du nicht. Soviel ich weiß, bist du sogar der beste Schüler dieser Klasse. Nur: gute Leistungen helfen kaum, wenn man nicht reden kann! Dieses Jahr wirst du den CEPE, die erste Schulabschlussprüfung ablegen. Das heißt, man wird dich nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich prüfen. Wenn du deinen Mund nicht aufmachst und deine Zunge nicht bewegst, wirst du durchfallen. Verstehst du? Durchfallen! Trotz deiner guten Leistungen wirst du sitzen bleiben! Denk darüber nach!« Er ging wieder nach vorne. Ich sagte nichts. Er sprach weiter:

»Die Eton wanderten von Norden kommend den Sanaga-Fluss entlang und siedelten sich schließlich auf den Hochebenen um die heutige Stadt Jaunde an. In der Beti-Ethnie sind die Eton in der Überzahl. Die Ewondo bewohnten die Hochebene südwestlich von Jaunde. Einer der Führer der Ewondo, Charles Atangana, hatte eine bedeutsame Rolle während der deutschen Zeit gespielt. Im Osten und Südwesten des Landes, abgesehen von den Pygmäen, gehören die meisten Autochthonen dem Baya-Stamm an. Die Baya sind angeblich ein Bantuvolk. Einige Geschichtszeugnisse bezeichnen sie jedoch als Sudano-Bantu.«

Er sprach lange von den Baya, von ihrer Herkunft und Wanderung in den Osten Kameruns.

Die Völkerwanderung ist eine uralte Bewegung der Menschheit, angetrieben durch die Suche nach besseren, möglichst guten Lebensbedingungen; oh ja, Menschen sehnen sich immer wieder nach fernen Orten, im Glauben, sie würden in der Ferne das lang ersehnte Glück finden! Der eigentliche Grund für diese Bewegung ist in den meisten Fällen eher die Unfähigkeit des Menschen, die Langeweile eines sesshaften Lebens auszuhalten. Manch einer fühlt sich deshalb zu einem Wanderleben verurteilt, wird zu einem Daueremigranten, der sein Leben lang hin und her reist, auf der Flucht vor etwas, was – das glaubt er – ihn hier oder dort stört, ohne sich aber jemals darüber bewusst zu werden, dass er im Grunde immer nur vor sich selbst flüchtet.

Unser Geschichtslehrer aber flüchtete gar nicht vor sich selbst. Er war eher den Zwängen des Lebens unterworfen, wanderte aus beruflichen Gründen vom Osten in den Süden. Er war ein Baya und sprach von den Baya, erinnerte sich an seine Heimatstadt, erzählte uns von seiner Geburtsstadt, von seinen Ahnen. Er stand vor uns, aber man hätte glauben können, er wäre in Batouri. Er war ein Moslem wie die meisten Baya, der aber – wie er selbst betonte – nichts gegen seine christlichen Brüder hatte.

Es gibt Moslems und Christen im östlichen Teil meiner Heimat, so wie überall in Kamerun: Vom Osten bis zum Westen, vom Norden bis zum Süden gibt es Moslems und Christen, selbst wenn der Norden mehrheitlich von Moslems und der Süden zum größten Teil von Christen bewohnt ist. Völkerwanderungen, Begegnungen und Vermischungen haben in meiner Heimat Mohammedaner und Christen zusammengebracht, Menschen, die zwar nicht der gleichen Überzeugung sind, die aber hier harmonisch miteinander leben können. Mich beschäftigt deshalb immer wieder die Frage, warum unsere Glaubensbrüder in anderen Ecken der Welt gegeneinander kämpfen. Oh Gott, warum wollen die Menschen ihre Glaubensunterschiede nicht vergessen und friedlich zusammenleben? Warum liefern sie sich immer und immer wieder blutige Kämpfe wegen Propheten, die längst gestorben sind?